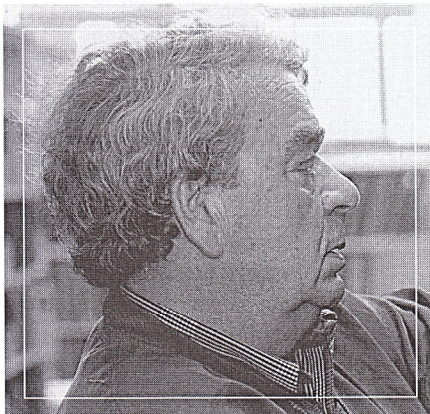


Wer hat hier das Sagen? Notizen zur Sprache in der Migration. In: *Betrifft - Minderheiten - Mehrheiten. Zeitschrift der Ausländerbeauftragten des Landes Niedersachsen* 4/2000, S. 4 – 6

Foto: Jens Schulze



ten Zuwanderer in den Minderheitenschutz mit einbezogen werden? Dazu muss man sich mit möglichst kühlem Kopf einen Überblick verschaffen, was der so gern und emotionsgeladen zitierte „Minderheitenschutz“ überhaupt bezweckt und zu leisten vermag. Ein wirksamer und gut organisierter Schutz für ethnische Minderheiten beinhaltet zweierlei: Den Schutz der einzelnen Person vor Benachteiligungen und Diskriminierungen aller Art. Und daneben Fördermaßnahmen zugunsten der ganzen Gruppe, die es dieser überhaupt erst ermöglicht, ihre gemeinsame Kultur (oder Religion oder was auch immer sie zusammenhält) zu bewahren, also etwa Schulunterricht in der Minderheitensprache oder Raum und Geld für traditionelle Feste.

Solche Fördermaßnahmen können aber nur Sinn machen, wenn der entsprechende Gruppenzusammenhalt vorhanden ist und die Betroffenen es tatsächlich wünschen, ihre gemeinsame Kultur zu erhalten. Andernfalls würde ihnen von außen ein Verharren in traditionellen Werten aufgezwungen, das gar nicht oder nur von einzelnen gewünscht würde. Ein solcher Zwang aber ist dem Minderheitenschutz, der sich als Angebot, nicht als Verpflichtung versteht, von vornherein fremd. Ist also der Gruppenzusammenhalt nicht erkennbar, läuft dieser wichtige Aspekt des Minderheitenschutzes ins Leere.

Wie aber steht es mit dem Schutz des einzelnen? Warum sollte man nicht die eingebürgerten Zuwanderer wie Minderheitsangehörige vor Diskriminierung und Übergriffen schützen? Weil sie in dieser Hinsicht bereits über exakt den gleichen Schutz wie die anerkannten Minderheiten verfügen, mag dieser nun ausreichend sein oder nicht. Vor Diskriminierung aufgrund der Abstammung, vor Beschneidung der Religionsfreiheit und vor jeder herabwürdigenden Behandlung werden Angehörige von Mehrheiten, Minderheiten und überhaupt jeder, der sich in der Bundesrepublik aufhält, durch das Grundgesetz geschützt. Über einen anderen, wirksameren Schutz der Einzelperson verfügen auch die anerkannten Minderheiten nicht. Insofern würde es den eingebürgerten Zuwanderern wenig helfen, wollte man vehement für ihre Anerkennung als Minderheit streiten.

Es liegt mir fern, die Probleme, die Menschen ausländischer Herkunft in Deutschland haben, herunterspielen zu wollen. Sie müssen aber auf andere Weise gelöst werden als durch die Anerkennung als Minderheit: Das Minderheitenschutzrecht ist bei näherer Betrachtung wenig geeignet, ihre Situation zu verbessern.

*Dr. Anja Siegert, Richterin, Bremen*

PETRA SZABLEWSKI-ÇAVUŞ

## Wer hat hier

Notizen zur Sprache in der Migration

„Es gibt viele Sprachen. Reiche und Mächtige sprechen eine Sprache, Arme und Machtlose eine andere. Aber keine Sprache ist an sich besser als eine andere. Selbstverständlich ist es besser, eine Sprache zu haben, als keine Sprache zu haben. Die Sprache unterscheidet den Menschen von anderen Tieren und oft genug auch die Reichen und Mächtigen von den Armen und Machtlosen. Erstere scheinen ständig das Sagen zu haben, letztere kämpfen darum, Gehör zu finden.“

*Zitat von Thomas Quinn in:  
Eine Brücke über Babel*

Migration ist nicht immer, aber meistens mit einem Sprachwechsel für die Migrantinnen und Migranten verbunden. Wer würde bestreiten, dass ihre Lebensqualität und ihre Lernchancen nicht zuletzt davon abhängen, wie gut sie die Sprache des Landes beherrschen, in dem sie leben?

Sehr deutlich wurde dieser Zusammenhang bereits 1974 auf einer Tagung von ausländischen Arbeitern (Büchingen) in einem Kommuniqué beschrieben. Dort heißt es unter anderem:

„Das Sprachproblem liegt im Kern fast aller sozialen Probleme, mit denen die Ausländer fast täglich konfrontiert werden. Ohne die deutsche Sprache zu beherrschen, sind sie weitgehend hilflos und werden nie fähig sein, ihre Interessen wahrzunehmen. ... Die Lösung des Sprachproblems ist also die erste Voraussetzung für die Lösung der wichtigsten gesellschaftlichen Probleme der ausländischen Arbeiter...“



# das Sagen?

## Identität durch Muttersprache

Vor allem aus der Tatsache, dass Deutsch die Sprache des Alltags, der Bildung und der alltäglichen Umgebung von ZuwanderInnen ist, ergeben sich Anforderungen an das Deutschlernen, die sich vom Fremdsprachenlernen unterscheiden: Die Bezeichnung *Deutsch als Zweitsprache* (DaZ) setzt sich in Fachkreisen zunehmend in partieller Abgrenzung und Ergänzung zu *Deutsch als Fremdsprache* (DaF) durch.

Was aber bedeutet es konkret, als „Zweitsprachen-Sprecher“ in einem Land zu leben, in dem die eigene Muttersprache *nicht* die Sprache der Mehrheit ist? Viele Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland haben die negative Erfahrung machen müssen, dass ihre Muttersprache „nichts wert ist.“ Wenn sie sich (noch) nicht einigermaßen gut in Deutsch verständigen können, werden sie häufig als „sprachlos“ bezeichnet. Die Politik fordert von den Zugewanderten, dass sie „die Sprache besser lernen müssen“, manche Lehrer beschwerten sich über zu viele Kinder in der Klasse, „die nicht sprechen können“. Und auch Nachbarn erwähnen im Gespräch mit Freunden gern, dass die Zuwanderer zumindest doch „die Sprache“ lernen könnten. Diese Anmerkungen tauchen besonders dann auf, wenn eine strittige Angelegenheit nicht geklärt werden kann, weil der ausländische Nachbar oder Kollege nicht genügend Deutsch kann.

„Sprechen“ und „Sprache“ sind jedoch keine ungewohnten Mittel der Kommunikation für die MigrantInnen – es ist die *deutsche* Sprache, die viele von ihnen nicht in ausreichendem Maße beherrschen. Ihre Fähigkeiten und Kenntnisse in der Muttersprache werden von der deutschen Bevölkerung aber meistens nicht zur Kenntnis genommen – oder gar mit Sanktionen belegt: „Unterhaltet euch gefälligst in Deutsch. Ihr seid hier in Deutschland!“

Das Ignorieren der vorhandenen (Mutter-) Sprachkenntnisse trägt we-

sentlich dazu bei, dass die Selbst- und Fremdwahrnehmung von vielen Ausländerinnen und Ausländern sehr weit auseinander klaffen: Sie kennen sich vielleicht selbst als „eloquent“, „witzig“ oder „ironisch“, aber es gelingt nur wenigen, diese Identität in einer anderen Sprache als der der Muttersprache zu erzielen. Das Vermögen, sich sprachlich zu definieren, hängt also zum großen Teil von der Muttersprache ab. Selbstverständlich bleibt hier die Frage – zumindest für die zweite, dritte oder vierte Generation von MigrantInnen –, welches denn nun die „Muttersprache“, also die Sprache der eigenen Identität, ist. Kann sich diese Sprache im Laufe eines Menschenlebens ändern?

Für viele Migrantinnen und Migranten der zweiten Generation lässt sich immerhin spätestens am Ende ihrer Schulbildung feststellen, dass ihnen Deutsch weitaus geläufiger ist als die Sprache ihrer Eltern; ein Umstand übrigens, der von vielen Eltern, vor allem, wenn sie nur über geringe Deutschkenntnisse verfügen, oft als sehr schmerzlich empfunden wird.

## Mehrsprachige Vielfalt

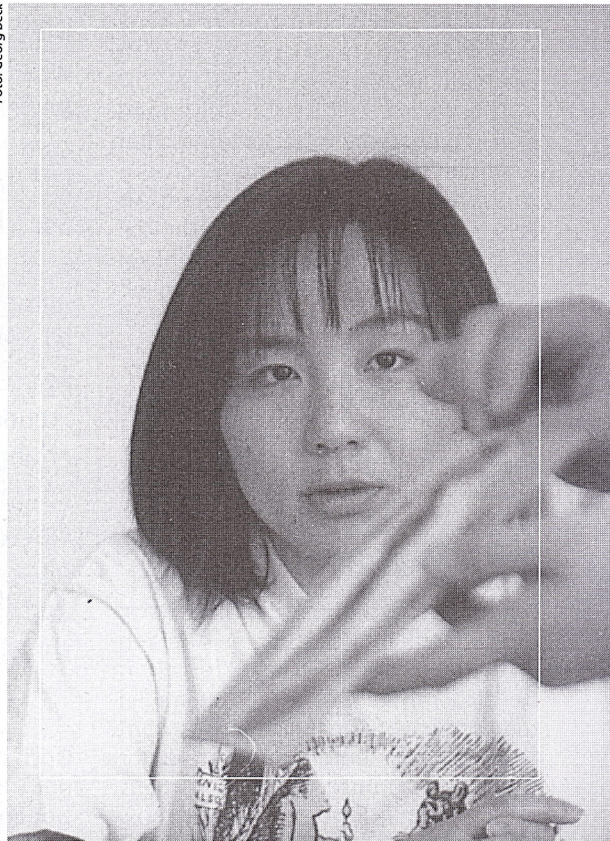
Tatsächlich bieten sich für MigrantInnen viel zu selten Vorteile aus ihrer – zumindest in Ansätzen vorhanden – Zweisprachigkeit. Und dies in einer Zeit, in der „Mehrsprachigkeit“ als gesellschaftliches Bildungsziel allenthalben propagiert wird. Mit dem Begriff „Mehrsprachigkeit“ findet in Deutschland noch viel zu selten die Vielfalt von bereits in Deutschland gesprochenen Sprachen ihre Anerkennung. Es scheint so etwas wie eine „Rangliste“ für Sprachen zu geben, die „gesellschaftlich an-

erkennenswert“ sind. Der frühe Fremdsprachenunterricht z.B. wird in den allermeisten Fällen in Englisch erteilt, die bilingualen Schulprojekte konzentrieren sich auf die Kombinationen Deutsch-Englisch und Deutsch-Französisch sowie (schon seltener) auf Deutsch-Italienisch und Deutsch-Spanisch.

Als Ende 1999 der Tagesspiegel seinen LeserInnen einen kleinen deutsch-türkischen Sprachkurs in 21 Folgen anbot, um „Verständigungsbrücken zu den 170.000 Türken in Berlin“ zu schlagen, erhielt die Redaktion zunächst Post aus einem empörten Leserkreis ob der vermeintlichen Zumutung: „Unverschämtheit, Frechheit. Sollen die doch Deutsch lernen“.

Dennoch: Die Sprachen der Migrantinnen und Migranten beeinflussen auch die deutsche Sprache – und dies

Foto: Georg Beck





MARIA RINGLER

# Nicht immer einfach

## Mehrsprachigkeit in der Familie

nicht nur durch längst in den deutschen Wortschatz integrierte Begriffe wie Pasta, Döner oder Tzaziki.

Seit einiger Zeit ist zu beobachten, dass in deutsch-ausländisch gemischten Jugendlichengruppen eine Mischsprache mit betont „ausländischem Akzent“ gepflegt wird. Dieser „ethnisch-soziale Dialekt“, ursprünglich wohl von ausländischen Jugendlichen ausschließlich „unter sich“ gesprochen – verbreitet sich offensichtlich auch im Kontakt mit deutschen Jugendlichen und wird bereits seit geraumer Zeit von der deutschen Comedy-Szene (z.B. „Richie“, „Mundstuh!“) und in der Werbung aufgegriffen.

### Den Dialog suchen

Die Prognose, dass mit diesen Entwicklungen auf längere Sicht eine Anerkennung der sprachlichen Vielfalt in Deutschland durch Migration eingeleitet wurde, wäre sicherlich sehr gewagt. Noch scheinen entgegengesetzte Vorstellungen zu überwiegen. Sprache ist eben nicht nur Mittel zur Kommunikation, sie verkörpert auch Macht. Dieser Aspekt von Sprache wird auch sehr deutlich, wenn von Migrantinnen und Migranten verlangt wird, mehr, besser, schneller Deutsch zu lernen, und wenn diese Forderung verknüpft wird mit Androhungen von „sanftem Druck“ – z.B. durch Kürzung des Sozialhilfebezugs.

Wer tatsächlich erreichen will, dass Zuwanderer zu gleichberechtigten Gesprächspartnern werden, der muss den Dialog mit ihnen schon dann suchen, wenn sie mit der deutschen Sprache noch Probleme haben.

*Petra Szablewski-Çavuş, Dipl.-Pädagogin, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Sprachverband Deutsch für ausländische Arbeitnehmer e.V., Mainz*

**Die Familie ist der Geburtsort unserer Sprache(n). Sprache begleitet uns von der Geburt bis zum Tod. Vater, Mutter, Geschwister, Verwandte sind unsere ersten Sprachlehrer. Wir lernen uns zu artikulieren, mit unserer Umgebung Kontakt aufzunehmen, wir lernen zu reagieren und zu agieren. Über Sprache teilen wir Freude und Trauer mit, über sie erfahren wir Zuwendung und Vertrauen, aber auch Ablehnung und Misstrauen. Unsere Bedürfnisse, unsere Gefühle, Wünsche und Hoffnungen übermitteln wir sprachlich.**

Doch mit der Sprache lernen wir nicht nur Worte, sondern auch Werte, Traditionen und Verhaltensregeln. Sie vermittelt Kultur und ist unentbehrliches Medium zur Identitätsentwicklung. Aber auch die Formen nonverbaler Kommunikation sind noch stärker als die gesprochene Sprache an persönliche Verhaltensweisen gebunden. Sie sind zwar kein hörbares, aber als ein sichtbares Sprachelement nicht zu unterschätzen.

Jede Familie entwickelt je nach ihrem eigenen Lebenskonzept auch ihr eigenes Sprachkonzept und bildet bestimmte Sprachmuster und –gewohnheiten heraus. Wie verschieden Mehrsprachigkeit ausgeprägt sein kann, zeigen die einzelnen Familienbeispiele.

Betrachtet man den Prozess der Sprachentwicklung der Kinder aus diesen Familien, dann ist ihnen allen gemeinsam, dass es nicht nur eine Erstsprache gibt, die die Familie dem Kind vermittelt, sondern dass es mit zwei oder mehreren Sprachen in seinem unmittelbarem Lebensumfeld aufwächst.

Grundsätzlich gilt für mehrsprachig ebenso wie für einsprachig aufwachsende Kinder, dass der Spracherwerb dann leichter erfolgt, wenn das Leben des Kindes harmonisch verläuft. Bei mehrsprachig aufwachsenden Kindern handelt es sich jedoch um eine sehr heterogene Gruppe, wie die Beispiele zeigen.

### Familie Piccin

*Familie Piccin aus Sizilien lebt seit kurzem in Deutschland. Sie sprechen zu Hause sizilianisch (Herkunftssprache), die Eltern haben aber auch in der Schule italienisch gelernt (Landessprache). Die beiden drei- und fünfjährigen Kinder sprechen ausschließlich sizilianisch und treffen im Kindergarten zum ersten Mal auf die Mehrheitssprache Deutsch. Die Eltern haben die Erwartung, dass die Kinder bis zur Einschulung Deutsch beherrschen und dann vielleicht auch die Eltern sprachlich unterstützen können, z.B. durch Übersetzungshilfen.*

Die Schule erwartet, dass Migrantenkinder bis zur Einschulung irgendwie die Schulsprache erlernt haben. Die Erzieherinnen in den Kindergärten fühlen sich zu Recht überfordert mit der Erwartungshaltung, Deutsch vermitteln zu müssen, sie sind dafür auch nicht ausgebildet. Und so wird das Problem wieder an die Familie zurückgereicht. Die Eltern sollen sich kümmern – doch wie können sie wie im Beispiel der Familie Piccin eine Sprache vermitteln, die für sie fremd ist oder von der sie nur bestimmte Bereiche, z.B. auf das Arbeitsleben bezogen, beherrschen?

Die Belastungen der Kinder z.B. durch Migration oder soziale Diskriminierung, das Erleben von großer Verschiedenheit zwischen Familie und Umgebung, der Erwartungsdruck des schnellen Spracherwerbs usw. können zu Sprachstörungen führen.

Was passiert, wenn wir die in der Familie erworbene(n) Sprache(n) nicht nutzen können, um mit unserer Umge-